

## **Miteinander für Europa, München 28. Juni 2025**

### **Stadt und Prophezeiung**

#### **von Jesús Morán**

Städte werden oft als lebendige Organismen beschrieben. Von einer Stadt - die wir hier als Inbegriff jeglicher Form menschlicher Gemeinschaft betrachten wollen – sagt man, dass sie - im Bild gesprochen - ein schlagendes Herz hat, dass sie Arterien besitzt, die die verschiedenen Stadtteile miteinander verbinden, dass ihre Parks gewissermaßen die Lungen sind, die das städtische Gewebe versorgen, dass sie über ein zentrales Nervensystem verfügt, das aus den verschiedenen Machtzentren besteht, und so weiter.

In diesem Sinne kann man auch sagen, dass die Stadt eine, ihre „Psychologie“ hat. Sie ist ein Projekt, in dem sich die Neigung des Menschen offenbart, die Welt zu verändern, um sie bewohnbarer und menschenfreundlicher zu machen. Das Ideal der Vernunft gewinnt in der Stadt ihre konkrete Gestalt. Die Stadt erscheint dabei als der Ort, an dem Dienstleistungen und Ressourcen nach rationalen Gesichtspunkten verteilt sind, um die Grundbedürfnisse der Menschen zu befriedigen. So betrachtet ist die Stadt ein Abbild menschlicher Vernunft.

Denn oft genug verbirgt sich hinter dieser Vernunft eine Illusion – und mit ihr folgende Frage: Trifft es wirklich zu, dass die Vernunft genügt, um eine menschenwürdige Welt zu schaffen? Die Geschichte, die Literatur und die Künste haben immer wieder gezeigt, dass die einschlägigen Versuche, „ideale“ Städte zu entwerfen, zu Dystopien geführt haben, also zu düsteren Gesellschaftsentwürfen, in denen sich menschliches Leben dramatisch herausgefordert sieht.

Wenn die Stadt also ein Abbild der menschlichen Vernunft ist, wenn in ihr der Wunsch des Menschen zum Ausdruck kommt, die Welt nach seinem Bild und Gleichnis zu gestalten, dann gilt es zugleich, unbedingt dafür Sorge zu tragen, dass diese Vorstellung nicht zum Albtraum wird.

Es gibt eine Stadt, die symbolisch zeigt, was es bedeutet, sich bei der Gestaltung ausschließlich auf die Vernunft zu verlassen. Diese Stadt ist Königsberg. Dort wurde 1724 der Philosoph Immanuel Kant geboren. In Königsberg entwickelte Kant seine vernunftgeleitete Philosophie, das Weltbild der „Aufklärung“. Nach Kants Ansicht ließ sich ein „Ewiger Friede“ als Bündnis von ihrerseits vernunftbasierten, republikanischen Gemeinwesen denken. Vernunft galt hier als die unerlässliche Voraussetzung oder Garantie dafür, zukünftige Kriege zu vermeiden. 150 Jahre später aber wurde Königsberg von den Briten heftig bombardiert und dann von den Sowjets endgültig zerstört. Heute existiert Königsberg nicht mehr, es ist auf keiner Landkarte zu finden. Heute findet sich nurmehr der Name Kaliningrad, eine russische Stadt.

Ich denke, die Stadt ist der Ort, an dem man die Grenzen der Vernunft entdecken sollte, nicht ihre Allmacht. Diese Einsicht kommt aus der Tiefe der Zeiten auf uns zu: Henoah – die erste, von der Bibel erwähnte Stadt - entstand aus den Fehlern und Irrtümern der Menschen. Sie wurde von Kain gegründet, als er nach dem Mord an Abel ein Wanderer und Flüchtling war. Nach seiner Tat war er ebenso schutz- wie recht-los. Es musste also ein Gesetz erlassen werden, das die Ausbreitung der Gewalt unter Strafe stellte: „Niemand rühre Kain an!“ Allein auf der Grundlage dieser moralischen Norm konnte Kain die Stadt gründen. Henoah wurde dadurch zu einem Ort, an dem es verboten war, Streitigkeiten mit Gewalt zu lösen. Das reichte natürlich nicht aus, um die Dynamiken von Rache und Vergeltung vollständig außer Kraft zu setzen, und tatsächlich berichtet der biblische Text von einer Reihe von Rechtsbrüchen und Gewaltexzessen, die darauffolgt. Der Text der Genesis (in der jahwistischen Tradition) endet schließlich mit dem Vers: „Zu dieser Zeit begann man den Namen des Herrn anzurufen“ (*Gen 4, 26*).

Die Stadt ist also ein Ort des schwierigen und immer neu auszutarierenden Gleichgewichts, des unsicheren und provisorischen Friedens. Deshalb muss sie zu einem Ort werden, an dem der Mensch sich seiner Grenzen bewusst wird: seiner Bedürftigkeit, den Herrn um sein Heil anzurufen.

Auch heute noch zielt der Krieg – wie der in der Ukraine oder vor 30 Jahren auf dem Balkan – immer auf die Verdichtungspunkte der Zivilisation, auf die Idee eines multiethnischen, „ökumenischen“ Zusammenlebens, wie es sich gerade in den Städten zeigt.

Henoch weist uns auf eine Wahrheit hin, die wir täglich erfahren:

*Das Gesetz reicht nicht aus, um Frieden zu schaffen.*

*Institutionen reichen nicht aus, um Ordnung zu gewährleisten.*

*Die Polizei allein verhindert noch keine Straftaten.*

*Eine funktionsfähige Ampel reicht nicht aus, um Verkehrsunfälle zu vermeiden.*

Nun, welchen Schluss ziehen wir aus dieser Einsicht? Welcher Grundlage bedürfen unsere Städte, um sich organisch zu entwickeln? – Ihr gedeihliches Wachstum bedarf der Liebe.

Zu dieser Erkenntnis kam schon Augustinus von Hippo, ein Bischof und Theologe des 4./5. Jahrhunderts in seinem Werk *De civitate Dei* (Die Stadt Gottes).

Vor Augustinus und seiner entschieden christlich geprägten Sicht auf die Stadt hatten die führenden Philosophen der Antike - Platon, Aristoteles und Cicero – noch erklärt: Die beste Form der Stadt ist jene, die auf dem Ideal der Gerechtigkeit gründet.

Augustinus revolutionierte nun diesen Gedanken im Licht des Evangeliums. Zunächst fragte er sich: Welche heidnische Stadt war denn tatsächlich dem Ideal der Gerechtigkeit verpflichtet? Welche Ordnung der Städte - aus dem Geist griechischer Philosophen und römischer Juristen - konnte für sich beanspruchen, wirklich gerecht zu sein? - Die ernüchternde Antwort: Keine. Denn: Gerechtigkeit allein reicht nicht aus. Was können Menschen schon von **wahrer** Gerechtigkeit wissen? Wenn Gerechtigkeit bedeutet, so Augustinus, Gott das zu geben, was Gottes ist, und den Menschen das, was den Menschen zukommt, dann sind die Menschen immer gefährdet. Ihr freier Wille kann sie ja immer von der wahren Erkenntnis ablenken, sie in die Irre führen. Also nein: Die Stadt gründet sich nicht auf Gerechtigkeit. Aber worauf dann?

Nein, das Leben der Stadt gründet auf der Liebe: Und zwar auf jener Liebe, die im christlichen, dem dreieinigen Gott, verwurzelt ist und daher nicht nur auf eine ideelle, sondern auch eine existenzielle Wirklichkeit zielt.

Gerechtigkeit allein reicht nicht aus, um eine Stadt aufzubauen: Sie bedarf vielmehr jener Liebe, die dem Leben Gottes entspringt. Wir sind also an einem wichtigen Punkt unserer Überlegungen angelangt: Die Liebe ist das Fundament einer Stadt. Das ist die Botschaft des Christentums.

Es handelt sich um eine grundlegende Einsicht der christlichen Kultur, die in ihrer gesamten historischen Entwicklung prägend geblieben ist. Sie findet etwa in den utopischen Visionen neuer Städte des christlichen Humanismus ihren Ausdruck ( - man denke nur an die Versuche, die „Utopia“ von Thomas Morus in den *reducciones*, den jesuitischen Missionssiedlungen Südamerikas, und in den *pueblos hospitales*, den mexikanischen „Krankenhausdörfern“ des Bischofs von Michoacán Vasco de Quiroga zu verwirklichen - ). Im 20. Jahrhundert reift sie dann zur Fülle einer mystischen Erfahrung aus - in beispielgebenden Gestalten wie denen der Französin Madeleine Delbr el oder der Italienerin Chiara Lubich, der Gründerin der Fokolar-Bewegung.

Was nun Chiara Lubich angeht: Wir schreiben das Jahr 1949, ein besonderes Jahr in der Geschichte der Fokolar-Bewegung. Das Leben aus dem Wort Gottes, das Chiara und die erste Gemeinschaft führten, war so intensiv, dass Chiara zu einer tiefen Vereinigung mit Gott gelangte. Einer der bekanntesten Texte, in denen sie ihre mystische Erfahrung beschreibt, trägt den Titel „Die Auferstehung Roms“.

In diesem Text schildert Chiara ihre widerstrebenden Empfindungen, als sie nach Rom kam. Wie viele andere Städte Europas nach dem Krieg war auch die italienische Hauptstadt erheblich zerstört. Als Chiara die Straßen und Plätze der Stadt durchquerte, fiel ihr Blick auf die moralisch und materiell entwurzelten Menschen, die Schauplätze einer inneren wie äußeren Verwüstung.

Chiara erlebte den starken Kontrast zwischen dem, was sie in ihrer vom Geist bewegten Seele empfand, und der Kälte, Dunkelheit und dem Tod, die sie um sich herum wahrnahm. Für einen Moment fühlte sie sich verloren, einsam, anonymen Kräften und Mächten ausgeliefert. Ihr ganzes Weltbild wurde erschüttert, in Frage gestellt. Rom mit seinen grandiosen christlichen Bauwerken erschien Chiara unversehens als ein gigantisches Trugbild: als Unmöglichkeit, noch daran glauben zu können, dass die Menschheit von Gott gerettet wird. Woran konnte man sich noch orientieren, woran noch glauben? Und doch war da jenes lodernde, unzählbare Feuer, das sie in sich spürte und das es nun in anderen zu entfachen galt.

Dazu aber war es notwendig, die Augen zu „öffnen“, den eigenen Blick, die eigene Innensicht auf die Um-Welt zu weiten. So würde die in ihren Äußerlichkeiten erstarrte Stadt schließlich wieder zum Leben erweckt werden, würden ihre Bewohner endlich beginnen, das Offensichtliche zu durchschauen, zu entdecken, dass Gott in den Dingen, unter den Dingen, über den Dingen gegenwärtig ist. Und also alle und alles umfängt, in sich zusammenführt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal in aller Kürze jene Entwicklung, die das Thema der Stadt im christlichen Denken genommen hat:

Im Blick auf die Plünderung Roms durch die Westgoten unter Alarich sagt der heilige Augustinus: Das Gute und das Böse wählen die Stadt als Ort der Auseinandersetzung. 1500 Jahre später, angesichts der Zerstörung Roms durch die Bombardierungen der Alliierten im Zweiten Weltkrieg, entdeckt Chiara Lubich, dass nur die Liebe in der Lage ist, die zerstörte Stadt wieder aufzubauen und in einen Ort zu verwandeln, an dem Gott in die Geschichte der Menschheit eintritt und sie zur Heilsgeschichte werden lässt.

Die Stadt entwickelt sich also zum Ort der Begegnung zwischen Gott und den Menschen. Das ist es, was der christliche Blick auf die Stadt bewirkt: den Übergang von der *Rationalität* zur *Relationalität*, von der Vernunft des einzelnen zur Vernunft einer Gemeinschaft. So gelangt man auch über die Gerechtigkeit hinaus, um zur christlichen Liebe, zum Shalom, zur Gegenwart des Heiligen und nicht zum Heiligtum vorzustoßen (Offb 21,22): „Ich sah keinen Tempel in ihr, denn der Herr, der allmächtige Gott, und das Lamm sind ihr Tempel.“

Wir sind von Henoah ausgegangen, der ersten Stadt, von der die Heilige Schrift Zeugnis gibt. Die letzte Stadt ist das Neue Jerusalem, das uns in der Apokalypse offenbart wird. Nach dem Verschwinden der ersten Schöpfung wird eine neue kommen, „ein neuer Himmel und eine neue Erde“. Auch das „Meer“, so sagt es das Kapitel 21 der Offenbarung, wird nicht mehr sein. Dieser Übergang ist bedeutsam: In den alten Kosmogonien war das Meer Sinnbild jener Abgründe, in denen furchterregende Mächte hausten. Und der Text fährt fort: „Ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat“ (Offb 21,2). Das „neue Jerusalem“ ist die vollendete Gestalt der Stadt, prophetisches Zeichen und Zeugnis der menschlichen Gemeinschaft, die sich um den Schöpfergott versammelt. Diese Stadt steigt vom Himmel herab: Es ist ein Geschenk Gottes, kein Werk von Menschenhand. Mit anderen Worten, die Stadt ist nicht einfach eine Erfindung der Menschen, um ihr Leben zu verbessern, sondern eine grundlegende Wirklichkeit im

Heilsplans Gottes für die Menschheit. Und tatsächlich fährt die Offenbarung des Johannes fort: „Dann hörte ich eine laute Stimme vom Thron her, die sprach: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird unter ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst wird Gott mit ihnen sein“ (Offb 21,3).

Gottes sehnlichster Wunsch ist es nun, dass wir uns als Sein Volk versammeln. Dann wird Er bei uns wohnen, in einer Stadt, deren Fundamente heute durch jene Gemeinschaft neu gelegt werden, der wir unter uns Gestalt geben. „Stadt“ und „Einheit“ erscheinen im Licht endzeitlicher Verheißungen als aufeinander bezogene Begriffe. Sie bringen unsere Berufung – als Christen und Bürger – zum Ausdruck. Sie erinnern uns daran, dass Gottes Plan für die Menschheit auch unseres vorbehaltlosen Einsatzes bedarf.

Der bedeutende Theologe Jürgen Moltmann sprach vom Christentum als einer „historischen Kraft, die schöpferische Utopien hervorbringt“. In der Fokolar-Bewegung sind die sogenannten „Mariapoli“ (reale „Kleinstädte“ oder „Siedlungen“ bzw. „Städte auf Zeit“) ein Beispiel für diesen Ausdruck Moltmanns, da sie „Heterotopien“ sind, „gelebte Utopien“, die „andere Räume“ eröffnen: Räume, die von der Gastfreundschaft gegenüber dem anderen geprägt sind. Diese Räume wollen nicht nur auf die Krise der Groß- oder Megastädte reagieren, sondern auf alle Formen des gemeinschaftlichen Lebens, das durch die „Zersplitterung des öffentlichen Raums“ und Tendenzen einer zunehmenden Polarisierung bedroht sind.

Heute, vielleicht vor allem in Europa, scheinen Christen „randständig“ oder im „Exil“, also ein „Fremdkörper“ zu sein (wie bereits heute Morgen - in den beiden exegetischen Kommentaren zu Jer 29, 7 als Leitmotiv unserer Tagung - ausgeführt wurde). In dieser „diasporischen“ Situation, da sich die Christen gesellschaftlich fast immer in der Minderheit befinden, sind sie von Gott dazu gerufen, sich für das soziale, wirtschaftliche und auch spirituelle „Gemeinwohl“ ihrer Städte einzusetzen. Auf diese Weise können Christen zum Zeichen und Zeugnis einer Kraft werden, die alle Bereiche des Lebens der Bürger neu belebt. Dieses Netzwerk der verschiedenen Gemeinschaften und Werke mit ihren Charismen könnte dann auch „Bündnisse“ auf einer größeren (geopolitischen) Ebene bilden und „Allianzen“ zwischen verschiedenen Städten auf kontinentaler Ebene anregen.

Der spanisch-katalanische Philosoph Josep Maria Esquirol sprach von einer „Metaphysik des Hauses“ (1). Es handelt sich um das eigene Haus – das aber immer – wie Esquirol sagt - „vom anderen konstituiert“ wird! Wir könnten auch von einer „Metaphysik der Stadt“ sprechen und uns dafür einsetzen, inmitten der sichtbaren Städte unseres Kontinents jene „unsichtbaren Städte“ zu errichten, die wahren Prophezeiungen des Reiches Gottes sind. In diesem Sinne verstanden, ist die „Metaphysik“ oder „Mystik“ des Hauses und der Stadt eine echte „metaphysisch-mystische“ Liebe, die ebenso intim wie unendlich offen, ebenso alltäglich wie ewig, ebenso individuell wie gemeinschaftlich, ebenso „spirituell“ wie „politisch“, ebenso lokal wie universell ist.

Ich bin überzeugt, dass „Gemeinsam für Europa“ eines der sichtbaren Zeichen dieser Prophezeiung ist.

Danke.

[1] „Metaphysik“ meint hier „Mystik“, d. h. jene geheimnisvolle Dimension oder Berufung zum Heiligen, die jeder sichtbaren Wirklichkeit innewohnt. So bleibt jedes Haus oder jede Hausgemeinschaft, jede Stadt nicht in sich verschlossen und fremden Menschen gegenüber unzugänglich, sondern erscheint vielmehr als Ort der Aufnahme, der Nähe, der Gastfreundschaft, der Zuflucht und der Fürsorge.